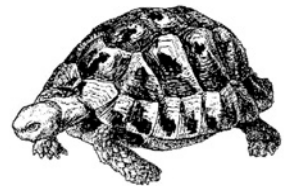


express

Zeitung für sozialistische
Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit



Labour

Germany

Revolutions-Ambivalenz

Über die orale Logik der modernen Arbeiterkämpfe – von Slave Cubela*

In: *express* 5-6/2024

Geschichte auf eine einfache Formel zu bringen, ist immer ein heikles Unterfangen. Aber genau mit einem solchen Sakrileg möchte ich die folgenden Überlegungen einleiten. Ich behaupte, dass sich mehr als zwei Jahrhunderte des modernen Klassenkampfes wie folgt zusammenfassen lassen: Auf der einen Seite haben die modernen Arbeiterklassen bis zum heutigen Tag immer wieder Geschichte gemacht, d.h. diese Klassen sind in der Lage, soziale Herrschaftsverhältnisse zu erschüttern und neue emanzipative Errungenschaften zu erzwingen. Auf der anderen Seite wiederum haben es die Arbeiterklassen dieser Welt jedoch nicht geschafft, ihre Kampf- und Produktionserfahrungen zu verstetigen, es ist ihnen nicht gelungen über mehrere Generationen hinweg eine proletarische Bildungsentwicklung herbeizuführen, die es realistisch machen würde, eine selbstbewusste Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft »von unten« zu erwarten. Mit einem Wort also: die Kämpfe der modernen Arbeiterklassen sind historisch zu folgenreich, damit die proletarische Revolution stirbt und sie sind zugleich zu begrenzt, damit diese Revolution lebt. Diese Revolutions-Ambivalenz der modernen Arbeiterklasse hat meines Erachtens weitreichende Konsequenzen für jenen Teil der Linken, der sich weiterhin positiv auf emanzipative Arbeiterkämpfe bezieht.

Ausbuchstabiert ...

Erstens: Da es das Kennzeichen einer ambivalenten Struktur ist, dass sie höchst gegensätzliche Momente in sich vereinigt, lösen sich viele Kontroversen innerhalb der Klassenlinken schlagartig in Luft auf. Denn in diesen Kontroversen ringen Momentaufnahmen der Revolutions-Ambivalenz der Arbeiter:innen unablässig und unergiebig miteinander. Man kann mit Blick auf die ambivalente Geschichte der Arbeiterkämpfe sowohl das proletarische Subjekt der Revolution bejahen wie dieses auch verabschieden. Man muss nur die Chuzpe haben, den jeweiligen Ausschnitt der Arbeiter:innen-Geschichte zu verallgemeinern, der einem »gefällt«.

Zweitens: Das Problem, wie Arbeiter:innen sich über mehrere Kampfzyklen und Generationen hinweg zum zentralen Akteur der menschlichen Emanzipation entwickeln können, ist nicht neu und kennt seit dem 19. Jahrhundert viele Antworten. Aus heutiger Sicht muss man klar feststellen, dass alle diese Überlegungen falsch waren. Das gilt für die klassisch-marxistische Hoffnung, dass die Entwicklung der Produktivkräfte auch die Arbeiter:innen entwickeln würde. Das gilt für die reflexive Flankierung der Arbeiterkämpfe ausgehend vom Marxschen Kritikbegriff. Das gilt für die operaistische Perspektive, die davon ausgeht, dass autonome Kampfzyklen der Arbeiter:innen zu außergewöhnlichen Lernprozessen bei diesen führen würde. Das gilt aber auch im Besonderen für die diversen staatskommunistischen Erwartungen, dass Avantgarde-Organisationen die Arbeiter:innen »von oben« zunächst erziehen müssten, um dann nach und nach absterben zu können.

Drittens: Dass diese Revolutions-Ambivalenz der Arbeiter:innen in der Klassen-Linken kaum Beachtung gefunden hat, verdeutlicht eindrücklich, wie wenig die Klassenlinke bis zum heutigen Tag von jenen Menschen weiß, auf die sie ihre politischen Hoffnungen setzt. Und es

wirft zugleich eine wichtige Frage auf: Stellt die Revolutions-Ambivalenz der Arbeiter:innen ein soziales Phänomen dar, in das eine Vielzahl verschiedener historischer Faktoren einfließt oder ist dieses Phänomen grundsätzlich erklärbar, weil es eine große soziale Klammer gibt, die verstehbar macht, warum Arbeiterklassen immer zugleich revolutionär und nicht-revolutionär sind?

Meine Antwort auf diese Frage könnte man als zweites geschichtstheoretisches Sakrileg verstehen, denn ich bin davon überzeugt, dass es tatsächlich einen sozialen Faktor gibt, der bislang allen Arbeiter-Theoretiker:innen in seiner ganzen Bedeutung für die moderne Arbeitergeschichte entgangen ist, der aber gedanklich richtig entfaltet den widersprüchlichen Charakter proletarischer Widerständigkeit verständlich macht. Dieser Faktor ist meines Erachtens der Umstand, dass alle Kulturen der modernen Arbeiterklassen orale Kulturen waren und sind. Auch wenn der autodidaktische Bildungshunger vieler Arbeiter:innen historisch belegt ist, die staatliche Schulpflicht viele Arbeiter:innen zumindest oberflächlich alphabetisierte, die Arbeiterbewegung der Grundbildung der Arbeiter:innen durchaus Aufmerksamkeit widmete und es immer wieder herausragende Arbeiter-Intellektuelle wie Paul Mattick oder Harry Braverman gab, auch wenn viele Statistiken uns weis machen wollen, dass fast alle Teile der Bevölkerung in den modernen Industrieländern des 21. Jahrhunderts lesen und schreiben können¹ – all diese und viele andere gegenteilig wirkende Aspekte überspielen nur den Umstand, dass der weit überwiegende Teil der modernen Arbeiter:innen stets Wichtigeres zu tun hatte als zu lesen und zu schreiben. Entsprechend kannte und kennt die Welt der Arbeiter:innen lediglich an ihrem Rand Mitglieder, die komplexere Texte oder gar schwierigere Bücher verstehen konnten. Die meisten Arbeiter:innen fanden allenfalls mühsam Zugang zu einfachen Texten, wenn überhaupt.

Das mag heute in einer Welt, die sich häufig genug als Wissensgesellschaft versteht, unwahrscheinlich klingen. So ketzerisch, wie ich diese Einsicht formuliere, ist sie bei Lichte besehen aber keineswegs. Denn die weitgehende Oralität der modernen Arbeiterklassen ist ein offenes Geheimnis der Sozialgeschichte. Man denke nur an Jürgen Kockas Studie über »Arbeiterleben und Arbeiterkultur« im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in der dieser die Oralität der Arbeiterkultur hervorhebt. Man denke an Rudolf Schendas Sozialgeschichte populärer Lesestoffe in Frankreich und Deutschland, die mit dem vielsagenden Titel »Volk ohne Buch« den gleichen Zeitraum wie Kocka betrachtet und ähnlich bewertet. Man denke zudem an Richard Hoggarts Klassiker »The Uses of Literacy« über die britische Arbeiterkultur der Mitte des 20. Jahrhunderts und deren Ohnmacht als weitgehend orale Kultur, sich gegen eine aufkommende Massenkultur zu behaupten. Man denke schließlich auch an die deutsche LEO-Studie in den Jahren 2012 und 2018, aus der hervorgeht, dass je nach Definitions-Level bis zu 40 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung zwischen 18 und 64 Jahren funktionale Analphabeten sind (siehe meinen Beitrag in *analyse und kritik* 695). Die Pointe ist also: So unumstritten letztlich die Oralität der modernen Arbeiter:innen in der entsprechenden Forschung registriert wurde, so sehr wurde die weitreichende Bedeutung der Oralität für das Verhalten der Arbeiter:innen im Allgemeinen und für ihre Klassenkämpfe im Besonderen bislang sträflich unterschätzt. Als Frage formuliert: Warum hilft die Berücksichtigung des oralen Charakters proletarischer Kulturen, deren Revolutions-Ambivalenz zu erklären?

¹ Das Problem dieser Statistiken ist, dass sie Alphabetisierung definieren müssen. Bis ins 20. Jahrhundert galt etwa ein Mensch bereits als alphabetisiert, wenn er seinen Namen schreiben konnte. Die gegenwärtige OECD-Definition lautet: »Eine Person wird als alphabetisiert bezeichnet, wenn sie eine kurze, einfache Aussage zu ihrem alltäglichen Leben mit Verständnis sowohl lesen als auch schreiben kann.« Es braucht nicht viel, um einzusehen, dass ein solches Alphabetisierungs-Verständnis recht eng gefasst ist und gerade im Hinblick auf die Fähigkeit von Menschen, komplexere Texte oder gar Bücher zu lesen, kaum weiter hilft. Ähnlich übrigens auch die deutsche LEO-Studie, die verschiedene Alphabetisierungs-Level unterscheidet: Hier wird funktionaler Analphabetismus auf die ersten drei Alpha-Level beschränkt und entsprechend gelten 2018 in der deutschen Öffentlichkeit »nur« 6,2 Millionen Menschen als funktionale Analphabet:innen. Für das Erreichen von Alpha-Level 4 genügt in der LEO-Studien »das Beherrschen (einfacher) Texte mit vielen Fehlern«. Sind also die knapp 10,6 Millionen Menschen mit Alpha-Level 4 in Deutschland tatsächlich Menschen, die in einer literalen Welt zuhause sind?

Wort und Text

Oralität hat – das steht außer Frage – eine lange, viele verschiedene Gesellschaften durchziehende Geschichte. Wenn wir auf die proletarische Oralität blicken, dann kann man folgende Punkte hervorheben.

Erstens: Buchlose Kulturen entstehen durch direkte Kommunikation und sind entsprechend auf kollektive Begegnungsräume angewiesen. Im Falle der proletarischen Oralität sind dies historisch Arbeiterviertel, Arbeitsorte wie Fabriken oder aber Freizeitaktivitäten in Vereinen, Gaststätten, Festen usw. Dabei gilt: je intensiver diese Orte von Arbeiter:innen frequentiert werden, umso vitaler ist die proletarische Oralität und umso mehr schaffen die alltäglichen Sprechakte die Grundlage proletarischer Solidaritätskulturen mit dem typischen Gegensatz des »Wir« gegen »Die«.

Zweitens: Wenn direkte Kommunikation die Basis jeder oralen Kultur ist, dann wird diese Face-to-Face-Kommunikation verständlicherweise hitziger und aggressiver, wenn sich die Träger:innen dieser Kultur bedroht, verletzt oder angegriffen fühlen, denn ab dann gilt es, sowohl den Angriff auf die eigene Gruppe schnell zu verstehen als auch zu handeln. Im Falle der proletarischen Oralität sorgt allein schon die kapitalistische Akkumulation wiederkehrend für solche Angriffe auf die Arbeiter:innen und entsprechend beginnen dann Gerüchte, verkürzte Informationen und emotionale Zuschreibungen die proletarische Welt zu durchziehen. Es sind denn auch diese kommunikativen Zerrbilder des Gegners – und nicht elaborierte Programme –, die die Arbeiter:innen geschichtlich immer wieder nach vorne gepeitscht haben.

Drittens: Den Träger:innen einer buchlosen Kultur ist bewusst, dass sie in Ermangelung äußerer Speichermedien nur eine bestimmte Menge von Wissen anhäufen können und dass dieses Wissen wiederum nur durch unablässige, formelhafte Tradierung nicht in Vergessenheit gerät. Deshalb durchzieht orale Kulturen immer eine konservative Haltung, die es zwar nicht unmöglich macht, neue Ideen und Begriffe in diese Kulturen hineinzutragen, die dies aber erschwert.² Innerhalb der modernen Arbeiterkulturen zeigt sich dies sehr eindrucksvoll in dem oft beschriebenen Umstand, dass sie irritierend mühelos progressive Überzeugungen und Politiken mit teils sehr traditionellen Alltagspraxen zu kombinieren wussten, ohne dass dies den modernen Arbeitern als widersprüchlich erschienen wäre – das mag auch ein Erklärungsansatz sowohl für die Wahlstimmen für die AfD, vor allem aber für das BSW sein.

Viertens: Ohne Texte und Bücher kann eine Kultur ihr Wissen begrifflich nicht derart verfeinern und präzisieren, dass ihre Leitbegriffe klar definiert sind, wie dies tendenziell in Buchkulturen der Fall ist. In einer oralen Kultur gleichen zentrale Begriffe vielmehr symbolischen Ankerpunkten, die einerseits zutiefst emotional besetzt und aufgeladen werden, die aber zugleich eine fluide Semantik kennen, die sich je nach Gesprächspartner:innen und Kontext situativ ändern kann. Was sich also Arbeiter:innen unter gängigen Begriffen wie Sozialismus, Proletariat, Bourgeoise usw. vorstellten, ist oft weit entfernt von den umkämpften Definitionen der linken Theorieschulen, entsprechende historische Studien fördern hier in der Bandbreite immer wieder erstaunliche Ergebnisse zutage.³

² Ein Beispiel, wie dieser orale Konservatismus Entwicklungen der Arbeiterklassen bremsen konnte, zeigt sehr schön das Beispiel der KPI in Italien: Als sich der linke Flügel der Partei um Pietro Ingrao und Rossana Rossanda nach Togliattis Tod darum bemühte, dass kämpferisch-proletarische Profil der Partei zu schärfen, standen dem gerade die einfachen Partei-Mitglieder bzw. die Arbeiter:innen verständnislos gegenüber: »Viele Mitglieder waren für Ingraos Argumente nicht empfänglich, weil sie aufgehört hatten, neue politische Ideen aufzunehmen; sie lasen weder politische Bücher noch die anspruchsvolleren PCI-Publikationen wie *Rinascita* oder *Critica marxista*, in denen neue Standpunkte dargelegt wurden. Und sie kamen nie in Kontakt mit Leuten, die neue Ideen vertraten« (Aymot, S. 164).

³ Ein Beispiel, das das gut illustriert, findet sich bei dem britischen Soziologen G.H. Armbruster, der gegen Ende der 1930er Jahre bei den als besonders klassenbewusst geltenden walisischen Bergarbeitern forschte und dabei erstaunt feststellte: »Für die Mehrheit der Arbeiter, die sich als Sozialisten bezeichnen, ist der Sozialismus, abgesehen von der starken religiösen Note der »Brüderlichkeit«, Teil der Struktur und der Bestrebungen der bestehenden Ordnung. Ihr Ideal ähnelt eher dem Programm der Liberalen Partei als dem eines klar umrissenen Sozialismus, wie wir ihn verstehen. [...] Die Frage des gemeinsamen Eigentums in der Produktion wird sogar mit gesunder Skepsis betrachtet« (Rose, S. 312).

Welt und Sprache

Neben diesen Aspekten kommt im Falle der proletarischen Oralität mit Beginn des 20. Jahrhunderts eine weitere Besonderheit hinzu: die orale Kultur der Arbeiter:innen wird um das Jahr 1900 zunehmend Bestandteil einer sich literarisierenden Gesellschaft. Teilweise ist dies für die Arbeiter:innen eine Chance, denn die allgemeine Schulpflicht, billiger werdende Bücher aber auch der Aufbau formal-literaler Arbeiter:innen-Organisationen (mit Satzungen, Programmen, eigenen Intellektuellen usw.) geben ihnen Zugänge zur Welt des Buches. Aber ihre harte, ermüdende und buchferne Arbeitsrealität bleibt bestehen und diese ist es letztlich, die führt dazu, dass viele Arbeiter:innen ihr häufig in ein paar Schuljahren erworbenes Lesewissen überwiegend oder ganz vergessen. Die Folge ist eine Abkapselung der Arbeiter:innen von der literalen Welt, in der ein breites Spektrum von Strategien und Verhaltensweisen deutlich wird. An einem Ende dieses Spektrums steht nicht selten ein aggressiver Anti-Intellektualismus, am anderen Ende die geschickte Tarnung der eigenen Nicht-Literalität.

Besonders irritierende Blüten brachte dieses unvermittelte Nebeneinander von literalem Standard und oraler Arbeiterkultur auf den politischen Veranstaltungen der ab dem 20. Jahrhundert immer größer werdenden Arbeiter:innen-Organisationen hervor. Denn indem viele dieser Organisationen ihre Veranstaltungen immer mehr so ausrichteten, dass diese in einer bürgerlichen und damit auch literalen Öffentlichkeit respektabel daher kamen, nahmen grundsätzliche Erwägungen, komplexe Sachthemen und verschachtelte Argumentationen einen immer größeren Raum in den Reden ein. Eine Folge davon war, dass selbst die Arbeiter:innen, die genauer zuhörten, ausgehend von ihrer oralen Kultur die Argumente vieler Arbeiter:innen-Führer nur eingeschränkt verstanden, einfach weil diese über ein für sie ungewohntes Wortreservoir verfügten.⁴ Eine andere Folge war, dass Arbeiter:innen immer häufiger aus unpolitischen Gründen zu diesen politischen Zusammenkünften gingen, weil es dort gesellig zugeht und Essen und Trinken oftmals bezahlbar oder sogar kostenlos waren.⁵

Dies ist lediglich ein sehr kleiner Ausschnitt der weitreichenden sozialen Folgen der proletarischen Oralität, aber ich denke, er genügt, um zu verstehen, dass der Aspekt der Oralität die Revolutions-Ambivalenz der modernen Arbeiterklasse bestens erklärt. Es ist Oralität, die es ermöglicht, dass eine Gruppe von sich unablässig begegnenden und miteinander redenden Menschen nicht nur Solidarität füreinander aufbaut, sondern Oralität ist zudem in schwierigen sozialen Situationen ein echter, revolutionärer Brandbeschleuniger dieser Menschen. Aber gleichzeitig ist Oralität auch immens limitierend: Zum einen, weil sie anhaltende und weitreichende Lernprozesse so gut wie verunmöglicht, zum anderen, weil sie Wortergreifungsprozesse ungenauer macht und die Durchsetzung neuer Ideen und Perspektiven verlangsamt. Oralität macht so die modernen Arbeiter:innen gleichzeitig zu revolutionären wie nicht-revolutionären Subjekten.

Noch ein letzter Gedanke: Die Entstehung der Massenkultur im 20. Jahrhundert, die von der Frankfurter Schule sog. »Kulturindustrie«, hat mit Sicherheit eine immense Wirkung auf die proletarische Oralität gehabt. Es wäre dabei zwar zu einfach zu behaupten, dass die Bilderwelten des Kinos, die eingängigen Lieder des Radios, die Sensationsschlagzeilen der Boulevard-Presse oder das Spiel- und Sex-Spektakel des aufkommenden Privatfernsehens die proletarische Oralität einfach zerstört haben. Man kann aber davon ausgehen, dass die Kulturindustrie der proletarischen Oralität viel von ihrem Eigen-Sinn, ihrem Stolz und ihren Traditionen genommen hat. Um einen Beitrag zu einer Renaissance der Arbeiterklassen zu leisten, muss die Klassenlinke bereit sein, die bittere Realität der weiten Verbreitung von funktiona-

⁴ Wie wenig Arbeiter:innen von dem verstanden, was ihre Arbeiter-Führer daher redeten, zeigt das Beispiel des beliebten Labour-Politikers und ehemaligen Arbeiters Herbert Morrison: »Nach einer Rede, die er 1939 in Lancashire hielt, ergab eine Umfrage unter den Zuhörern, dass sie mehr als fünfzig Wörter enthielt, die von denjenigen, die die Schule mit vierzehn Jahren verlassen hatten, nicht allgemein verstanden wurden. Tatsächlich waren von hundert gesprochenen Wörtern drei unverständlich und sieben zweideutig« (Rose, S. 212).

⁵ Dies belegen nicht nur die sog. »Eigen-Sinn«-Studien von Alf Lüdtkke. Orlando Figes weist in seinem Buch über die russische Revolution darauf hin, dass viele Arbeiter den ihnen durch seine lange Exilzeit zumeist kaum bekannten Lenin am Bahnhof 1917 wohl auch deshalb begrüßten, weil dieser Empfang kostenloses Essen und Trinken versprach (Figes, S. 411).

lem Analphabetismus innerhalb der Arbeiterklasse zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und Praxen zu machen. Sie sollte auch versuchen, Projekte in einfacher Sprache aufzubauen und könnte zudem mehr leicht lesbare, linke Papiererzeugnisse gebrauchen, die nicht nur mit Text arbeiten. Linke Projekte und Gewerkschaften sollten darüber hinaus nicht nur stärker auf Organizing als einer durchaus oralen Methode (das 1 zu 1-Gespräch als Erfahrungsaustausch) setzen, sie könnten (politische) Alphabetisierungspraxen forcieren – dazu müssen sie ihre Bildungsangebote, vielleicht gar ihr Verständnis von Bildung, überdenken. Es wäre außerdem klug, deutlich mehr auf außertextliche Interventionspraxen wie Film oder bildende Kunst zu setzen, ebenso wie auf die neuen virtuellen Medienwelten.

* *Slave Cubela ist Mitarbeiter einer großen Industriegewerkschaft und u.a. Autor des Buches »Wortergreifung, Worterstarrung, Wortverlust. Industrielle Leidarbeit und die Geschichte der modernen Arbeiterklassen« (Münster 2023).*

Literatur:

Aymot, Grant (1981): *The Italian Communist Party*. Basingstoke.

Cubela, Slave (2023): *Alice in der Bleiwüste. Das Phänomen der geringen Literalität unter Arbeiter:innen hat die Klassenlinke bislang weitgehend ignoriert*. In: *analyse und kritik* 695/August 2023. Online: <https://www.akweb.de/bewegung/alice-in-der-bleiwueste-linke-und-geringe-literalitaet/>

Cubela, Slave (2023): *Wortergreifung, Worterstarrung, Wortverlust. Industrielle Leidarbeit und die Geschichte der modernen Arbeiterklassen*. Münster.

Figes, Orlando (1996): *Russland – Die Tragödie eines Volkes*. Berlin.

Hoggarts, Richard (1957): *The Uses of Literacy*. London.

Kocka, Jürgen (2015): *Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse*. Bonn 2015.

Lüdtker, Alf: *Eigen-Sinn (2015). Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*. Münster.

Jonathan Rose (2001), *The Intellectual Life of the British Working Classes*, New Haven/London.

Schenda, Rudolf (1988): *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910*. Frankfurt a.M..

express im Netz und Bezug unter: www.express-afp.info

Email: express-afp@online.de

express / AFP e.V., Niddastraße 64, VH, 4. OG, 60329 Frankfurt a.M.

Bankverbindung für Spenden und Zahlungen:

AFP, Sparda-Bank Hessen eG, IBAN: DE28 5009 0500 0003 9500 37, BIC: GENODEF1S12